



**ORDNUNG
UND FRAGILITÄT
DES SOZIALEN**

Renate Mayntz im Gespräch

Hg. von Ariane Leendertz
und Uwe Schimank

campus

Ordnung und Fragilität des Sozialen

Ariane Leendertz ist Forschungsgruppenleiterin am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln.

Uwe Schimank ist Professor für Soziologie an der Universität Bremen.

Ariane Leendertz, Uwe Schimank (Hg.)

Ordnung und Fragilität des Sozialen

Renate Mayntz im Gespräch

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-51082-8 Print
ISBN 978-3-593-44189-4 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2019 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: © MPIfG/Matthias Jung, Bild im Hintergrund: »Ohne Titel, 1991, 180 x 230 cm, WV 801«. Abgebildet auf Schaubild S. 14, Hann Trier. Werkverzeichnis der Gemälde 1990–1995. Wienand Verlag 1995.

Satz: Thomas Pott, MPIfG

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort	7
Lebenslauf Renate Mayntz	11
Renate Mayntz im Gespräch	15
1 Biografie und wissenschaftlicher Werdegang	17
2 Wissenschaftlicher Denkstil	73
Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1955 bis 2019	93
1 Lokale Parteigruppen in der kleinen Gemeinde (1955)	95
2 The Visiting Fellow – An Analysis of an Academic Role (1960)	115
3 Max Webers Idealtypus der Bürokratie und die Organisationssoziologie (1965)	127
4 Role Distance, Role Identification, and Amoral Role Behavior (1970)	137
5 Soziale Planung als Aufgabe und Herausforderung an die öffentliche Verwaltung (1973)	149
6 Soziologisches Wissen und politisches Handeln (1980)	155
7 Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung (1985)	169
8 Zur Entwicklung technischer Infrastruktursysteme (1988)	185
9 Naturwissenschaftliche Modelle, soziologische Theorie und das Mikro-Makro-Problem (1991)	209
10 New Challenges to Governance Theory (1998)	223

11	Politikwissenschaft in einer entgrenzten Welt (2001)	239
12	Politische Steuerung – Heute? (mit Fritz W. Scharpf; 2005)	261
13	Die Finanzmarktkrise im Licht einer Theorie funktioneller Differenzierung (2014)	275
14	Überraschende historische Ereignisse als theoretisches Problem (2019)	297

Vorwort

Das Zustandekommen dieses Buches kommt einem kleinen Wunder gleich: Denn für Renate Mayntz gibt es wohl kaum etwas Überflüssigeres, als über die eigene Biografie zu sprechen. Mehr als das, was sie in sparsam dosierter Form zu früheren Gelegenheiten dazu geäußert hat, gebe es doch wirklich nicht zu sagen. Auch teilt Mayntz mit Theodor Adorno die Überzeugung, es sei »nicht möglich, aus einer freien Improvisation etwas Gedrucktes zu machen, es sei denn, die Ansprüche dabei wären bescheidener als meine«. Ein Gespräch ist in der Tat etwas anderes als ein systematisch durchkomponierter, theoretisch und empirisch hieb- und stichfester, präzise argumentierender wissenschaftlicher Aufsatz. Für Außenstehende, zumal historisch Neugierige, ist die Vita von Renate Mayntz jedoch durchaus von Interesse. Zum einen machten nur wenige Frauen aus ihrer Generation – Jahrgang 1929 – eine wissenschaftliche Karriere, noch weniger eine derart exzeptionelle: Auf deren Höhepunkt wurde sie zur Gründungsdirektorin eines Max-Planck-Instituts berufen, das unter der gemeinsamen Leitung mit Fritz Scharpf rasch großes Renommee im In- und Ausland erwarb. Zum anderen sind der persönliche Lebensweg und der berufliche Werdegang von Renate Mayntz mit einer Reihe von Schlüsselereignissen der deutschen Zeitgeschichte verflochten.

Aufgewachsen unter dem NS-Regime, erlebte Mayntz als Jugendliche den Zweiten Weltkrieg und legte ihr Abitur 1947 in der US-amerikanischen Besatzungszone in West-Berlin ab. Hunger und Bomben, physische Gewalt und Gefahr und schließlich der völlige Zusammenbruch der gesellschaftlichen Ordnung prägten über viele Jahre den Alltag der meisten Deutschen, die die Kriegszeit erlebten. Als Mayntz 1948 ein Vollstipendium am renommierten Wellesley College in Boston erhielt, lernte sie eine vollkommen neue Welt kennen. Hier herrschten Wohlstand und Sicherheit, hier hatte sie erstmals Kontakt mit dem Fach Soziologie und hier nahm eine lebenslange persönliche Bindung zu den Vereinigten Staaten ihren Anfang. Als Wissenschaftlerin orientierte sich Mayntz schon früh an amerikanischen Forschungsansätzen und Methoden und tauchte in die akademische Kultur der USA ein – besonders intensiv, als sie zwischen 1958 und 1960 an der Columbia University in New York zu Gast war und in

den intellektuellen Zirkel des »Upper West Side Kibbutz« um Daniel Bell eingeführt wurde. Informelle, kollegiale Umgangsformen waren hier im Unterschied zu zementierten Hierarchien und Traditionen in den deutschen Universitäten vollkommen selbstverständlich.

Die Geschichte der Bundesrepublik ist ohne die wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Verbindungen mit den USA – politisch als Westbindung, kulturell als Amerikanisierung bezeichnet – kaum zu verstehen. Renate Mayntz können wir als eine der zahlreichen transatlantischen Mittlerinnen und Mittler begreifen, die dazu beitrugen, dass sich in Westdeutschland eine offene, pluralistische und demokratische Gesellschaftsordnung entwickelte. Als die Studentenbewegung in den 1960er-Jahren gegen den »Muff von 1.000 Jahren« in der westdeutschen Professorenschaft protestierte, zählte Mayntz, seit 1965 Ordinaria an der FU Berlin, zunächst zu den Reformern, die sich auf die Seite der Studentenschaft stellten. Das Umkippen von Teilen der Bewegung in Dogmatismus, ideologisches Denken und Gewalt erlebte sie dann jedoch als große Enttäuschung. Für Mayntz und andere Angehörige ihrer Altersgruppe, die sich in der Charakterisierung als »skeptische Generation« zustimmend wiederfanden, roch das allzu sehr nach Altbekanntem, schien die Bewegung mehr und mehr totalitäre Grundzüge aufzuweisen, die man mit dem Nationalsozialismus assoziierte. Da die Arbeitsbedingungen an der FU Berlin infolge erbitterter hochschulpolitischer Kämpfe zunehmend unerträglich wurden, wechselte Mayntz 1971 an die Verwaltungshochschule in Speyer und von dort 1973 an die Universität zu Köln. Parallel zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit engagierte sie sich zur Zeit der sozialliberalen Koalition unter Willy Brandt für innenpolitische und administrative Reformen, für die die Regierung in jenen Jahren verstärkt Kontakt mit Wissenschaftlern suchte, um deren fachliche Expertise zu nutzen.

Auch wenn Mayntz die aktive Politikberatung Ende der 1970er-Jahre hinter sich ließ, blieb sie verschiedenen Kommissionen und Behörden als Gutachterin erhalten. Diese praxisbezogene Tätigkeit stand stets in reger Wechselwirkung mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Politikberatung, Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik oder politisch-administrative Sachfragen mutierten zu Forschungsgegenständen und führten zu neuen Forschungsfragen, Projektideen und theoretischen Reflexionen. Sucht man schließlich nach einem Thema, das den persönlichen Lebensweg der Forscherin mit ihrem wissenschaftlichen Interesse verbindet, so ist es wohl die Ordnung des Sozialen und deren Fragilität. Mayntz ging es immer wieder darum, zu verstehen und zu erklären, wie Organisationen und größere soziale Systeme funktionieren (seien es Industriebetriebe, Gemeinden, Ministerien, Politiknetzwerke, gesellschaftliche Sektoren oder illegale Märkte); was die Voraussetzungen oder Hindernisse effektiven politisch-administrativen Handelns sind (sei es zu Zeiten relativer nationalstaatlicher Au-

tonomie oder in Zeiten von Europäisierung und Globalisierung); unter welchen Bedingungen Steuerung erfolgreich ist oder warum Steuerungsversuche scheitern (seien es Reformvorhaben der sozialliberalen Ära oder die Finanzmarktregulierung nach 2008). Mayntz fragte wieder und wieder, inwiefern die Wissenschaft Antworten auf soziale oder politische Probleme formulieren und damit zu gesellschaftlicher Stabilität und sozialer Gerechtigkeit beitragen kann und welchen internen und externen Kräften und Dynamiken die politische und soziale Ordnung ausgesetzt ist, die stets fragil bleibt und sich laufend verändert.

Die in diesem Band wiedergegebenen Gespräche mit Renate Mayntz fanden am 14. August und 24. September 2018 in Köln statt. Die Tonbandaufnahmen wurden von Katrin Dorfmueller transkribiert und in mehreren Durchgängen von den drei Gesprächspartnern überarbeitet. Darüber hinaus enthält der Band eine Sammlung von Aufsätzen aus allen Karrierephasen von Renate Mayntz, die Einblick in die Entwicklung ihrer Forschungsinteressen und ihres wissenschaftlichen Denkens geben. Christel Schommertz und Thomas Pott unterstützten uns bei Redaktion, Buchsatz und der Koordination des Projekts mit dem Campus Verlag. Wir danken allen Mitwirkenden an diesem Buch – am allermeisten Renate Mayntz, die ihre eingangs erwähnten Bedenken zugunsten dieses Vorhabens zurückgestellt hat.

München und Bremen, im Januar 2019

Ariane Leendertz und Uwe Schimank

Lebenslauf
Renate Mayntz

- 28.4.1929 geboren in Berlin
- 1933–1937 Kindheit und Volksschule in Augsburg
- 1937–1943 Leben und Schulzeit in Berlin bis zur kriegsbedingten Schließung der Schulen
- 1943–1946 Häufige Orts- und Schulwechsel (Posen, Neutomischel, Bad Doberan, Augsburg, Weilheim am Lech)
- 1946 Rückkehr nach Berlin
- 1947 Abitur in Berlin
- 1947–48 Beginn eines Chemiestudiums an der Technischen Universität Berlin
- 1948–1950 Studium am Wellesley College, USA, Hauptfach Chemie; Abschluss nach vier Semestern mit B.A.
- 1950–1951 Studium der Chemie an der Technischen Universität Berlin
- 1951–1953 Studium der Soziologie, Psychologie und Publizistik an der Freien Universität Berlin; Abschluss im Frühjahr 1953 mit Promotion (Dr. phil.) im Fach Soziologie bei Otto Stammer
- 1953–1957 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften in Köln
- 1957 Habilitation an der Freien Universität Berlin; Privatdozentin
- 1958–1959 Rockefeller-Stipendiatin an der Columbia University in New York, der University of Michigan Ann Arbor und der University of California Berkeley
- 1959–1960 Gastprofessur an der Columbia University in New York
- 1960–1964 Privatdozentin für Soziologie an der Freien Universität Berlin
- 1964 Gastprofessur an der University of Edinburgh
- 1965 Gastprofessur an der FLACSO (Facultad Latino-americana de Ciencias Sociales, Santiago de Chile)
- 1965–1971 Lehrstuhl für Soziologie an der Freien Universität Berlin
- 1966–1970 Mitglied des Deutschen Bildungsrates
- 1968 Theodor-Heuss-Lehrstuhl an der New School for Social Research in New York

- 1969–1975 Mitglied der Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform
- 1970–1973 Mitglied der Studienkommission für die Reform des öffentlichen Dienstrechts
- 1971–1973 Lehrstuhl für Organisationssoziologie an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer
- 1973–1985 Lehrstuhl für Soziologie und Direktorin des Instituts für angewandte Sozialforschung an der Universität zu Köln (mit Erwin K. Scheuch)
- 1974–1980 Mitglied des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
- 1977 Ehrendoktorwürde der Universität Uppsala
- 1979 Ehrendoktorwürde der Universität Paris X-Nanterre
- 1982–1983 Gastprofessur an der Stanford University
- 1984–1997 Wissenschaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) und Gründungsdirektorin des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung (MPIfG) in Köln
- 1988 Ordentliches Mitglied der Academia Europaea (Graz/London)
- 1991 Arthur Burkhardt-Preis
- 1994 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
- 1997 Emeritierung
- 1999 Preis der Schader-Stiftung, Darmstadt
- 2002 Ehrenpromotion des Europäischen Hochschulinstituts in Florenz
- 2002 Wahl zum Auswärtigen Ehrenmitglied der American Academy of Arts and Sciences
- 2004 Bielefelder Wissenschaftspreis (gemeinsam mit Fritz W. Scharpf)
- 2006 Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk
- 2008 Ernst Hellmut Vits-Preis der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster e.V.
- 2009 Gründung eines internationalen Netzwerks zur Erforschung der Finanzmarktregulierung
- 2010 Innovationspreis des Landes Nordrhein-Westfalen
- 2011 Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen

Renate Mayntz im Gespräch

1

Biografie und wissenschaftlicher Werdegang

Im ersten Teil des Gesprächs folgen wir chronologisch den verschiedenen Stationen des Lebenswegs von Renate Mayntz: von Kindheit und Jugend über das Studium zur langen Karriere der Wissenschaftlerin.

Frühe Schuljahre und Zweiter Weltkrieg (1929–1945)

AL (Ariane Leendertz): Ich fange mal ganz von vorne an. Du bist im April 1929 in Berlin geboren. Dein Vater, Walter Pflaum, war habilitierter Ingenieur und Spezialist für Verbrennungskraftmotoren. Zwischen 1933 und 1937 arbeitete er in der Versuchsabteilung von MAN in Augsburg. 1937 wurde er als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule Berlin berufen. Welche Erinnerungen hast Du an die Schulzeit?

RM (Renate Mayntz): An die Volksschulzeit in Augsburg so gut wie keine. Die einzige Erinnerung, die ich habe, ist, dass ich eine Schiefertafel hatte, damals gab es noch Schiefertafeln und Griffel. Ich setzte mich zu Hause hin und wollte die I's oder O's oder was auch immer schreiben. Meine Mutter war eifrig bemüht, bei ihrem ersten Kind die Erziehung zu überwachen, und setzte sich neben mich. Ich sagte zu ihr: Mutti, lass das, ich kann das alleine. Seitdem hat sie nie wieder etwas mit meinen Schularbeiten zu tun gehabt. Das hat sich bei ihr tatsächlich so fest eingegraben, dass sie es mir später erzählt hat. In Berlin hatte ich zuerst eine Privatlehrerin, genau wie mein damals schulpflichtig werdender Bruder. Ich musste dort immer mit der U-Bahn hinfahren. Die Gründe dafür, warum die Eltern mich nicht auf eine öffentliche Schule gaben, weiß ich nicht. Als ich zehn wurde und auf die höhere Schule gehen sollte, bin ich auf ein privates Lyzeum nach Berlin Nikolassee gekommen. Die Leiterin war eine Madame Carrière, so jedenfalls sprach sich das aus; sie sah auch irgendwie sehr französisch aus. Die Biologielehrerin, die ich sehr geschätzt habe, ging mit uns in die Wälder und sagte, wir sollten doch mal eine Knospe kauen und sehen, wie sich das im Mund

anföhlt. Ich erinnere mich auch noch, dass sie politisch sehr kritisch war. Einmal stand sie vor der Klasse und machte mit hassverzerrtem Gesicht das Singen von BDM-Mädels nach. 1943 wurden alle Schulen in Berlin geschlossen.

AL: War das Lyzeum eine reine Mädchenschule?

RM: Eine reine Mädchenschule, und nur Lehrerinnen.

US (Uwe Schimank): Gab es da auch so etwas wie Zweige, also mathematisch-naturwissenschaftlich, neusprachlich, altsprachlich und so ähnlich?

RM: Nicht dass ich wüsste. Ich weiß, dass ich natürlich Latein hatte, das fing gleich an. Sonst erinnere ich nicht besonders viel. Ich hatte einen großen Kreis von Freundinnen, die alle in dieselbe Klasse gingen und zum Teil auch draußen in Wannsee oder in der Gegend wohnten, Nikolassee, Schlachtensee.

AL: Wie hat sich der Krieg damals in das normale Leben eingeschlichen?

RM: Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem der Krieg ausbrach. An dem Tag lief ich zum Kiosk an die U-Bahn-Station Neu-Westend, wo wir damals wohnten, um eine Zeitung zu holen, und da stand, ab so viel Uhr wird geschossen. Und ich rannte mit der Zeitung in der Hand nach Hause, um den Eltern die Mitteilung zu geben. Später gab es viel Alarm. Es ist wirklich interessant, wie man das Unnormale nach einiger Zeit für normal hält. Nach Kriegsbeginn war ich einmal zusammen mit meinem Bruder in der Innenstadt in einem Kinderkrankenhaus, weil wir beide Diphtherie hatten. Die Flak war im Hof des Krankenhauses aufgestellt. Das war dann nachts ganz schön laut bei Alarm. In Wannsee, wo wir inzwischen wohnten, hatte das Haus einen Luftschutzkeller, schon beim Bau eingebaut. Der Keller hatte eine doppelte Gasschleuse – man hatte ja Angst vor Gasangriffen –, eine luftdichte Tür und dann einen kleinen Vorraum, dann wieder eine luftdichte Tür, und dahinter saßen wir dann. Innerhalb dieses Kellers, in den wir bei Alarm immer runtergingen – sehr oft also –, gab es noch einen ganz kleinen Raum mit einem Notausgang in den Garten und einem Luftrohr nach draußen – für den Fall, dass das Haus getroffen wird und einstürzt. Den habe ich einmal mit meinem Vater zusammen ausprobiert. Ich weiß noch genau, er saß mir gegenüber und hatte wohl vergessen, das Luftrohr aufzudrehen, und ich schlief ein. Irgendwann wachte er wohl auf und drehte ganz schnell die Lüftung auf und machte die Tür auf. Ein schönes Gefühl, so einzuschlafen; ich habe mich oft daran erinnert.

AL: Ob Gott.

RM: Ja, es gab dauernd Alarm, alle gingen runter in den Keller und am nächsten Morgen konnte man dann manchmal Granatsplitter im Garten suchen. Tat mein Bruder sehr gerne.

AL: Und bis 1943 war aber noch ein regelmäßiger Schulbesuch möglich?

RM: Bis 1943 waren die Schulen noch regelmäßig offen, dann wurde politisch entschieden, dass alle Mütter mit Kindern Berlin verlassen mussten, weil die Zerstörung inzwischen sehr weit fortgeschritten war und es dauernd Bombenangriffe gab. Mein Bruder kam in die Kinderlandverschickung irgendwo in Süddeutschland, wo er bald krank wurde. Deshalb hat meine Mutter ihn wieder zu sich geholt und ging mit ihm nach Neutomischel, die Gegend, aus der mein Vater kam, und lebte dort in einer winzigen Zweizimmerwohnung ohne elektrisches Licht, Toilette und eigene Küche. Neutomischel, Nowy Tomysl, lag in der ehemaligen Provinz Posen, damals Warthegau. Ich wurde zu einer Tante, der Schwester meines Vaters, nach Posen gegeben. Sie war dort Schwester in einer Arztpraxis. Ich wohnte mit ihr in dieser Arztpraxis und ging in Posen auf eine Oberschule. Das war eine Jungenschule gewesen, dann wurde die Trennung von Jungen und Mädchen aufgehoben; ich war unter den ersten zwei Mädchen in der Jungsklasse.

AL: Und wie war das, nach den bisherigen Mädchenschulen?

RM: Ich erinnere mich nur, dass wir uns gegenseitig mit in Tinte getränkten Löschpapierbällchen beschossen. Sonst habe ich keine besonderen Erinnerungen. Der Schulbesuch dort hat auch nicht sehr lange gedauert, weil meine Mutter der Meinung war, es sei besser für mich, nicht in Posen zu sein. Sie holte mich also nach Neutomischel.

AL: Von wo stammte Deine Mutter?

RM: Aus Danzig.

AL: Lebte die Familie Deines Vaters zu der Zeit noch in der Gegend?

RM: Nein, die gab es nicht mehr. Seine Eltern und seine beiden Brüder waren tot. Der eine war im Ersten Weltkrieg gefallen. Er selber hatte im Ersten Weltkrieg sein Bein verloren. Diese Großeltern habe ich nie kennengelernt. In Neutomischel gab es keine Oberschule, nur einen Oberleutnant, der Lehrer gewesen war und wegen eines Kopfschusses nicht mehr als Lehrer im Dienst war. Bei dem bekam ich dann wieder Privatunterricht, der sehr wenig befriedigend war. Wenn ich kam, fragte er immer, was ich denn gerne machen möchte – ich nehme nicht an, dass ich da übermäßig viel gelernt habe. Als er mich einmal morgens im Bademantel empfang, entschied meine Mutter, es sei besser für

mich, dort nicht mehr hinzugehen, und schickte mich zu ehemaligen Berliner Freunden nach Rerik.

US: Ach, an der Ostsee, ja.

RM: Rerik an der Ostsee war ein Fliegerhorst. An diesem Ort hatte ich 1943 meinen ersten Luftangriff erlebt, tagsüber. Ich besuchte dort die Berliner Freunde. Ein gerade auf Urlaub befindlicher General beobachtete mit dem Fernglas die Flugzeuge und schrie: In den Keller, die lösen die Bomben aus! Da liefen wir Kinder in den Keller, ich lief auch, aber kam nicht mehr bis in den Luftschutzkeller, da kamen die Bomben schon unten an. In dem Haus, in dem ich gerade war, kam überall Kalk von der Decke, und irgendwo schrie ein kleines Kind. Ich erinnere mich noch, dass ich dieses Kind griff und versuchte, irgendwo ein offenes Fenster zu finden, um atmen zu können, und dass ich das kleine Kind an dieses zersprungene Fenster hielt, damit es Luft bekam. Dann hörte man schon die Stimmen der Erwachsenen, die am Eingang nach den Kindern riefen, überall waren Backsteine, wir mussten über eine kaputte Treppe klettern und sie holten uns raus. Ihr wisst nicht, wie das aussieht nach so einem Bombenangriff; da lagen auch Menschen, und da waren Bombentrichter. Später hat man festgestellt, dass in dem Haus, in dem ich war, nur ein Blindgänger gelandet war. Sonst würde ich nicht mehr hier sitzen. Das war der erste harte Kontakt mit dem Krieg. Es kamen noch andere, aber das war der erste. Und dort kam ich 1944 wieder hin.

AL: Wie lange bleibst Du da?

RM: 1944 ging ich für kurze Zeit auf ein humanistisches Gymnasium in Bad Doberan. Auch dieser Schulbesuch dauerte nur relativ kurz; das war natürlich auch eine Jungenschule gewesen, und wieder gab es einen Lehrstoff, für den mir sämtliche Voraussetzungen fehlten. Die waren bei der griechischen Geschichte; ich erinnere mich nur, dass es hieß, die Griechen seien alle blond gewesen. Dann kamen Flüchtlinge und wir Schüler wurden eingesetzt zur Versorgung von Flüchtlingen. An irgendeinem Punkt rief mein Vater, der noch in Berlin war, meine Mutter an, die inzwischen mit meinem Bruder auf der Flucht vor den Russen auch in Rerik gelandet war, und sagte ihr, sie solle die Kinder nehmen und sofort versuchen, nach Bayern in unser Sommerhaus zu kommen. Da war die russische Armee schon über die Oder-Neiße. Wir sind noch vor Kriegsende nach Bayern gekommen.

US: Inwiefern ist denn damals die Verkehrslogistik noch instand gewesen? Züge – fahren die noch einigermaßen verlässlich?

RM: Es fuhren noch erstaunlich viele Züge. Es gab natürlich immer wieder Angriffe, aber es fuhren Züge. Ich erinnere mich noch, dass einer der Züge, den wir benutzten, voll mit Menschen war, die bei dem letzten Luftangriff auf Hamburg von brennendem Phosphor verletzt worden waren; die lagen in den Gängen des Zuges. Irgendwann waren wir in Bayern angekommen. Mein Vater war in Berlin an der Technischen Universität geblieben, als Schwerkriegsverletzter wurde er nicht eingezogen. Er hatte wieder eine Magenoperation und wurde aus Berlin verlegt, ich glaube in die Gegend von Karlsbad. Als sich da die Front näherte, versuchte er, auf Güterwagen und mit irgendwelchen Zügen das Sommerhaus in Riederau am Ammersee zu erreichen, wo die Restfamilie sich versammelt hatte.

AL: Da waren also Deine Mutter, Dein Bruder und Du?

RM: Ja. Und meine Großmutter und deren sogenannte Stütze und die Schwester meiner Mutter mit ihren drei Kindern. Alle in einem kleinen Sommerhaus, das nur im Wohnzimmer mit einem offenen Kamin heizbar war. Eines Tages stand mein Vater, verhungert, abgezehrt, wie ein Geist vor unserer Tür.

US: Und das war noch vor Kriegsende oder schon kurz danach?

RM: Das war noch vor Kriegsende, es muss Herbst 1944 gewesen sein, sodass wir dann den Winter über da waren. Und dann ging es darum, genug zu essen aufzutreiben. Wir hatten keine eingekellerten Kartoffeln, zu kaufen gab es nichts und einzutauschen bei den Bauern hatte man sehr bald auch nichts mehr. Ich weiß, dass ich mit meinem Vetter – ich sagte ja, da waren Vettern und Cousinen, wir waren fünf Kinder – um den Ammersee herum in ein Dorf zum Hopfen-zupfen ging; dafür bekam man dort zu essen. Von dem Brot, das wir bekamen, haben wir immer ein Stück aufgehoben und als getrocknetes Brot zu Fuß um den Ammersee herum wieder mit nach Riederau genommen; daraus konnte man dann Brotsuppe machen. Und wir sind in die Wälder gegangen und haben am Anfang Pilze gesammelt und Ähren gelesen auf den abgeernteten Feldern, dann später im nächsten Jahr auch Beeren gesucht und Löwenzahn als Salat.

US: Gibt es irgendwelche Speisen, die Sie seitdem nicht mehr essen wollen? Bei meinem Vater war das so. Mein Vater war auch bei Bauern untergekommen und die kriegten dann irgendeine Suppe, die er den Rest seines Lebens nie mehr essen wollte.

RM: Nein. Ich erinnere mich ganz einfach wirklich nur an das Hungern. Wenn eins der fünf Kinder Geburtstag hatte, gab es einen ganzen Teller Bratkartoffeln für jeden. Einen ganzen Teller voll! In dem Winter hat mein Vater mich aus kleinen Kosmos-Bändchen unterrichtet, zum Beispiel in Chemie, bis irgendwann nach Kriegsende die ersten Schulen wieder aufmachten.

Kriegsende und Besatzungszeit (1945–1948)

AL: Wie habt Ihr das Kriegsende erlebt?

RM: Das Kriegsende hat man erlebt durch einmarschierende Soldaten. Die waren eines Tages da, standen im Dorf.

AL: Es haben ja viele versucht, die BBC über Radio zu empfangen, das hattet ihr aber nicht?

RM: Offensichtlich nicht, jedenfalls kann ich mich daran nicht erinnern. Ich nehme an, dass wir es später gehabt haben, aber in der Zeit nicht. Auch wo wir die Nachrichten über den Holocaust herhatten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass es ein fürchterlicher Schock war, denn davon hatten wir keine Ahnung gehabt. Ich erinnere mich, dass ich, wenn ich in Berlin mit der U-Bahn zu der Privatlehrerin fuhr, Menschen sah, die einen aufgenähten gelben Stern trugen. Aber ich habe niemals mit meinen Eltern darüber gesprochen. Bei uns Zuhause wurde vor den Kindern nicht über Politik gesprochen. Als wir noch in Berlin Neu-Westend wohnten, wohnten im Haus auch zwei hohe Militärs, die unterhielten sich mit meinen Eltern sicher auch über Politik. Meine Mutter war extrem kritisch gegenüber allem, was mit NS zu tun hatte, aber ihr wurde immer gesagt: Annemie, sei vorsichtig, halt den Mund. Mein Vater war ganz einfach Ingenieur, von dem habe ich eigentlich nie politische Äußerungen gehört, in welcher Richtung auch immer. Über die Leute mit dem Stern wurde nicht gesprochen; ich habe offensichtlich die Eltern auch nicht gefragt. Als Kind nimmt man so was hin: Es gibt Menschen, die sehen so aus, und es gibt Menschen, die sehen so aus. Diskutiert wurde das bei uns nicht.

AL: Das heißt, Du hattest auch keine jüdischen Freundinnen?

RM: Niemand aus meiner Klasse, glaube ich, war jüdisch, aber ob jemand jüdisch war oder nicht, war bei uns etwas, was im Gespräch nicht vorkam, es war einfach keine Kategorie.

AL: Du hast auch keine Zwangsräumungen oder Deportationen gesehen?

RM: Nein. Dann wäre man ja aufmerksam geworden, aber im Bekanntenkreis meiner Eltern waren eben Ingenieure, Naturwissenschaftler, und da gab es früh keine Juden mehr, die waren schon emigriert.

AL: Du warst furchtbar jung, Du warst ein Kind, aber in welcher Form bist Du dem Nationalsozialismus, der Diktatur begegnet?

RM: Nicht als Diktatur. Als ich zehn war, sollte ich zu den Jungmädeln. Das war nicht im Villenviertel, wo wir unser Haus hatten, sondern in dem ehemaligen Dorf Wannsee. Da ging ich einmal hin, wir häkelten Pulswärmer für die Soldaten, und die anderen Mädchen mochten mich nicht, weil ich nicht aus dem Dorf, sondern vom anderen Teil von Wannsee kam. Ich fand das alles entsetzlich langweilig und bat meinen Vater, mir Entschuldigungen zu schreiben. Ich bin nicht mehr hingegangen. Später in Rerik gab es natürlich auch noch Jungmädels, da bin ich aber auch nicht hingegangen. Vielleicht musste ich nicht, ich war irgendwie ein Flüchtling. Damals marschierten die Jungmädels noch, in Uniform, und sangen. Mir war das widerwärtig.

AL: Wir waren beim Kriegsende angekommen. Ihr saßt da in Bayern in diesem kleinen Haus mit ziemlich vielen Leuten. Wie ging es dann weiter?

RM: Ja, saßen da und hungerten. Dann kam die Besatzung. Erst ganz kurz die Amerikaner, die dann abgelöst wurden von dem, was damals die de Gaulle'sche Rachearmee hieß. Die Franzosen kampierten auf der Wiese hinter unserem Grundstück, und da waren auch ziemlich viele Marokkaner oder jedenfalls schwarze Franzosen dabei, meist untergeordnete Ränge. Das war eine Zeit von Plünderung und Vergewaltigung, denn die französische Rachearmee verdiente ihren Namen, sie nahmen Rache. Als Mädchen hatte man natürlich besonders Angst. Ich schlief in einer Dachkammer und drapierte immer meine Zöpfe auf dem Kopfkissen, um zu zeigen, ich bin nur ein kleines Mädchen, tut mir nichts. Es wurde immer erzählt, wer jetzt wieder vergewaltigt worden war und dass es auch alte Frauen traf. Wir hatten in unserem Haus aber irgendwie Glück, uns ist nichts geschehen. Wir hatten sehr schnell einen farbigen Franzosen als ständigen Besucher, der zunächst ein Huhn von meiner Großmutter kaufte oder einfach nahm. Solange ich denken kann, hatte meine Großmutter Hühner, die liefen im Garten und legten wenigstens Eier. Der Franzose wurde dann irgendwie unser Beschützer und durfte in kalten Nächten auf der Couch schlafen, musste also nicht im Zelt auf der Wiese schlafen. Dafür brachte er uns hin und wieder etwas zu essen mit. Als die Franzosen abzogen, wurde der Ort offiziell zur Plünderung freigegeben. Dieser Franzose blieb bei uns, und als die weißen Offiziere an die Tür kamen, machte er auf, begrüßte seine Offiziere und die gingen wieder. Das heißt, bei uns wurde nicht geplündert, er hat uns beschützt. Und dann kamen die Amerikaner.

US: Und wie ist das erklärbar, dass er die Offiziere, die dann ja ranghöher waren, dass er die wegschicken konnte?

RM: Ich nehme an, als sie seine Uniform sahen, wollten sie wohl doch nicht mehr und gingen. Aber da hatte man natürlich auch ganz schön Angst. Ich bin einfach immer wieder mit Ausübung von Macht und Gewalt in Kontakt gekommen. Ob das Bomben waren oder die Notwendigkeit, wegen anrückender Armee zu fliehen, oder ob es die Angst vor Vergewaltigung war oder vor Plünderung: über Jahre immer wieder die Erfahrung von Gewalt. Diese Kriegsgeschichten sitzen tief in einem drin, auch als physisches Reaktionspotenzial. Ich erinnere mich, dass ich Jahre nach dem Krieg einmal im Bahnhof Wannsee die Treppe hinaufging und eine Lokomotive ließ knallend Dampf ab und ich warf mich spontan auf den Boden wie beim Einschlag einer Bombe. Da kann man mal sehen, wie einen so etwas programmiert. Die Erfahrungen der Kinderzeit haben später meine Interessen in der Wissenschaft geprägt, obwohl Gewalt nicht mein Thema geworden ist. Aber »the underlying interest« ist im Grunde genommen immer dieses gewesen, die Frage der Gewalt – nicht nur die Ursachen, sondern auch: Wie kommt man dagegen an? Dieses dauernde Gegenspiel zwischen Gewalt und Ordnungsversuchen. Das ist wohl auf die Gewalterfahrungen in der Kinderzeit zurückzuführen – und auf das an Maschinen orientierte Ordnungsdenken meines Vaters, das mir sehr lag. Ich habe mich immer, schon seit der Kinderzeit, für Maschinen interessiert und wäre wahrscheinlich auch Ingenieur geworden, wenn ich kein Mädchen gewesen wäre. Maschinen haben mich immer fasziniert; ich habe mir von meinem Vater erklären lassen, wie ein Automotor funktioniert, das hat er mir anhand von Diagrammen erklärt. Das wollte ich einfach gern wissen. Meine Mutter fand das völlig unpassend, die hatte dazu gar keinen Zugang und war überhaupt gegen Naturwissenschaft. Sie sagte dann: Ach ja, ich weiß, Fleisch ist nicht Fleisch, sondern Eiweißmoleküle oder so was. Mein Vater dagegen unterstützte dieses sehr naturwissenschaftliche Denken natürlich, das Denken in kausalen Zusammenhängen, Wirkungszusammenhängen, Ordnungen von Ganzen. Das ist so in gewisser Weise der Gegenpol zu den Gewalt- und Destruktionserfahrungen.

AL: Ordnung, Chaos.

RM: Ordnung und Chaos. Aber Chaos eben auch in Form von Gewalt. Ja. Zurück zur Schule. Die nächste Schule war eine Klosterschule in Augsburg. Das war die erste Schule weit und breit, die wieder öffnete.

AL: Das war dann noch 1945?

RM: Ja, das muss im Herbst 1945 gewesen sein. Da kam natürlich wieder neuer Stoff. Ich erinnere mich noch, dass wir da auch Chemie hatten und es wurde über Aldehyde gesprochen. Das war ein Wort, das ich noch nie gehört hatte, ich wusste nicht, was Aldehyde sind, ich verstand »alte Hüte« oder so etwas. Die

nächste Schule, die öffnete, war etwas näher, das war eine Oberschule in Weilheim. Also bin ich jeden Schultag mit dem Zug nach Weilheim gefahren und wieder zurück. Die letzte Schule, als wir schließlich nach Berlin zurück konnten, war dann wieder eine ehemalige Jungens-Oberschule, die Dreilinden-Schule in Wannsee, postalisch wohl Zehlendorf.

AL: Ihr seid 1946 zurück nach Berlin?

RM: Ja, im Herbst. Unser Haus war von den Amerikanern requiriert worden, das lag im amerikanischen Sektor. Mein Vater hatte es trotz seines Beins vor uns über die grüne Grenze nach Berlin zurückgeschafft, er wollte unbedingt zurück an die Technische Hochschule. Nach einiger Zeit wurde das Haus von den Besatzern wieder freigegeben, sodass auch wir 1946 wieder zurück konnten.

AL: Ihr wohntet also im amerikanischen Sektor. Was hattest Du für Kontakte mit Amerikanern? Wie hast Du die wahrgenommen? War es das erste Mal, dass Du Amerikaner getroffen hast?

RM: Eher nein. Meine Patentante, die Schwester meiner Mutter, war Amerikanerin. Sie war frühzeitig sehr jung nach Amerika gegangen, hatte nie geheiratet und hat unter anderem Deutsch am Wellesley College unterrichtet. Später hatte sie für eine amerikanische Behörde gearbeitet, die die amerikanischen Offiziere in Deutsch unterrichtete. Dann hat sie sich dafür beworben, zum American Forces Network nach München zu kommen, weil sie ja wusste, dass ihre Mutter, meine Oma, in der Nähe am Ammersee war. In den Jahren vor dem Krieg hatte ich diese amerikanische Tante immer wieder gesehen, wenn sie auf Deutschlandbesuch kam. Wir mochten uns und sie war irgendwie so ein bisschen mein Ideal. Sie kannte viele amerikanische Offiziere und sagte, da und da ist meine Mutter, da wohnt meine Schwester, wenn ihr da seid, geht sie besuchen, und sie kamen dann auch gelegentlich bei uns vorbei. Vor allen Dingen aber hat sie mir eines Tages gesagt, dass das Wellesley College in Amerika wieder bereit sei, auch eine Deutsche zu akzeptieren. Sie hatte mir schon in der Vorkriegszeit immer gesagt: Du musst eines Tages nach Wellesley gehen, Du musst eines Tages nach Wellesley gehen.

AL: Wirklich, ja?

RM: Sie sagte: Gut, Du hast jetzt Dein Abitur, nun bewirb Dich! Wellesley würde jetzt auch einer Deutschen ein Stipendium geben. Das war noch vor der Währungsreform, wo man natürlich keinen Zugang zu Dollars hatte.¹ Ich bewarb mich also um die Aufnahme in das College und musste zur American

¹ Die Währungsreform in den drei Westzonen trat im Juni 1948 in Kraft.

High Commission gehen, wurde dort interviewt. Die fragten auch nach *extracurricular activities*. Da konnte ich dann sagen, ich habe nebenher eine Dolmetscherschule besucht, Kurse in Psychoanalyse genommen und jetzt gerade ein Filmscript geschrieben. Ich kannte damals einen Potsdamer Filmproduzenten, der mir das vermittelt hat.

AL: Du hattest dann noch kurz überlegt, in Deutschland ein Studium anzufangen?

RM: Ja, noch in der Schulzeit war ich unter anderem mit einem jungen Mediziner befreundet, der mich zu Vorlesungen mitgenommen hat. Ich hatte außerdem einen Schülerfreund, der sich auch sehr für naturwissenschaftliche Fragen interessierte. Ich habe damals ganz viele Kosmos-Bändchen über Endokrinologie und alles Mögliche gelesen – es waren vor allen Dingen Naturwissenschaften, die mich interessierten. Dahinter stand immer die Frage: Wie können Menschen so werden wie die in der NS-Zeit? Der Holocaust: Wie können Menschen so werden und so etwas tun? Was ist es im Menschen, das den Menschen fähig macht, so zu handeln? Und dann sucht man nach Erklärungen, und ich suchte in der Endokrinologie und in den Naturwissenschaften, der Biologie, der Psychoanalyse. In Berlin gab es ein psychoanalytisches Lehrinstitut, wo ich reguläre Kurse belegte, nicht speziell Freud, sondern eher Schulz-Hencke.

AL: Wie bist Du auf den Holocaust gestoßen? Das ist ja etwas, was man sich ohne Bilder eigentlich gar nicht vorstellen kann. Warst Du auch in den Aufklärungsfilmen?

RM: Klar. Ganz klar. Wir kriegten das alles sofort in der Schule. Die Informationen waren präsent, ganz schnell, und darauf reagierte man. Das und die verschiedenen Gewalterfahrungen kamen irgendwie zusammen, und meine Reaktion war, zu sagen, ich will wissen, wie so was überhaupt möglich ist. Und dann kam ich darauf, dass die Medizin, als Wissenschaft vom Menschen, die Antworten geben könnte. Arzt werden wollte ich nie, aber ich bewarb mich an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin für ein Medizinstudium, wurde aber nicht angenommen. Daraufhin sagte ich mir, über die organische Chemie kommt man ja auch in diesen Bereich; daher rührte dann die Wahl, Chemie zu studieren. Das konnte man damals an der Technischen Universität, also in West-Berlin. In dem einen Semester, das ich dort eingeschrieben war, habe ich nichts gelernt, ich wurde eigentlich nur abgestellt, um Äther zu destillieren, den Geruch kann ich heute noch nicht ertragen. Aber dann kamen die Interviews für Wellesley.

AL: Die waren sicher auf Englisch, oder?

RM: Ja, natürlich.

AL: *Wie war Dein Englisch, hattest Du vorher schon viel gesprochen?*

RM: Wir hatten in der Oberprima viel Kontakt mit Amerikanern. Erstens hatten die Amerikaner den Segelklub in Wannsee übernommen und öffneten ihn für deutsche Schüler und Schülerinnen. Da habe ich gesegelt. Außerdem kam über meine Tante bei uns gelegentlich mal ein Amerikaner vorbei. Und in der Schule haben wir unter uns auch Amerikanisch gesprochen. Wir haben uns in meiner Abiturklasse in einem Amerikanisch unterhalten, das wir aus dem amerikanischen Radio hatten. Als meine amerikanische Tante mich das eines Tages mal sprechen hörte, war sie entgeistert und sagte: Hör mal, wenn Du jetzt nach Wellesley kommst, gewöhn Dir das ab, das ist GI-Slang, das ist kein College-Amerikanisch.

AL: *Deine Bewerbung für Wellesley war erfolgreich, Du wurdest genommen.*

RM: Ja, ich wurde angenommen. Hinterher haben sie gesagt, das war wegen all dieser *extra curricular activities*. Das fanden sie gut und haben mir ein *full scholarship* gegeben [also ein Vollstipendium], *tuition, board and room*.

AL: *Wow.*

RM: Das wäre anders gar nicht möglich gewesen.

Studium am Wellesley College (1948–1950)

AL: *Deine Reise nach Amerika war dann schon ein Abenteuer für sich. Du musstest erst einmal nach Bremen, glaube ich.*

RM: Ja, ich glaube nach Bremen, das war schon in der Blockadezeit.²

AL: *Ausgeflogen mit einem Rosinenbomber.*

RM: Ja, Rosinenbomber. Das waren die amerikanischen Flugzeuge, die die Versorgung in dem blockierten Berlin aufrechterhielten. Auf dem Rückweg nahmen sie Truppen und Reisende mit, die ein Visum hatten, im Laderaum, da waren Bänke aufgestellt.

² Die sowjetische Blockade West-Berlins begann kurz nach der Währungsreform im Juni 1948 und dauerte bis Mai 1949. Die westlichen Sektoren der Stadt waren nur noch durch die Luft erreichbar und wurden von den Alliierten per Luftbrücke versorgt.

AL: Du hast Dich also mit mehr oder weniger Sack und Pack von Deiner Familie verabschiedet.

RM: Mit wenig Sack und Pack, um nach Amerika zu gehen. Dann die Überfahrt mit dem Schiff, einem ehemaligen Truppentransporter, vierzig Leute im Schlafsaal, so ungefähr. Ich weiß noch, allen wurde übel, alle waren seekrank. Ich war manchmal an Deck mit einem auswandernden katholischen Priester. Außerdem waren da verschiedene junge Frauen, die mit GIs verbunden waren und jetzt zu ihren amerikanischen Verlobten führen.

AL: Und angekommen bist Du in New York. Von den ganzen Amerikafahrten der Auswanderer kennt man die Beschreibung, das erste Mal die Skyline zu sehen, die Freiheitsstatue – ist das bei Dir irgendwie hängen geblieben?

RM: Ich nehme an, dass es mich beeindruckt hat, aber hängen geblieben ist es nicht. Das College hatte eine Alumna veranlasst, mich abzuholen, sie wohnte mit ihrer Familie in einem Vorort von New York, sie nahmen mich sehr freundlich auf. Ich weiß noch, dass die Frau des Hauses mich an die Hand nahm, mich anguckte und sagte: Jetzt gehen wir erst mal Kleider kaufen. So, wie ich aussah, mit dem, was man halt durch den Krieg gerettet hatte, das war nichts. Sie hat erst mal zwei Röcke für mich gekauft und eine Bluse und mich dann nach ein paar Tagen zum College gebracht. Das war sehr freundlich, sehr hilfreich.

AL: Du hast geschrieben, das war wie ein Kulturschock für Dich.³ Kannst Du dazu etwas mehr sagen?

RM: Die Hauptsache war, keine Angst mehr zu haben, und das alltägliche Wohlbefinden. Schockiert hat mich der Umgang mit Essen. Im College aß man den Teller nicht leer, das war fein. Man musste demonstrieren, dass man satt war, indem man etwas zurückließ; das fand ich zutiefst verstörend: Man kann doch Essen nicht wegwerfen! Sonst war es wunderschön, einfach wunderschön zu lernen, nur zu lernen. Das war in jeder Hinsicht großartig.

AL: Als Deutsche warst Du wohl etwas Besonderes dort. Haben Dich denn Deine Mitschülerinnen an die Hand genommen und gesagt: Ja, hier, wir machen das so und so, oder bist Du da einfach mitgelaufen?

RM: Ich war die einzige Deutsche. Es gab damals eine ganze Reihe von *international students* und Studentinnen, die auf Stipendium da waren. Wir waren in einem bestimmten *dormitory* zusammen, in Munger, so hieß das *dormitory*. Und

³ Renate Mayntz, Mein Weg zur Soziologie. Rekonstruktion eines kontingenten Karrierepfades, in: Christian Fleck (Hg.), Soziologie nach 1945. Autobiographische Notizen (Opladen: Leske + Budrich, 1996), 235–255.

das Schöne war, dass ich von Anfang an ein eigenes Zimmer hatte. Ich musste also nie mit irgendjemandem zusammen schlafen. Eine meiner Freundinnen war die Tochter des französischen Kulturattachés in New York. Dann war da eine Tochter des philippinischen Botschafters in Washington, Letty Ramos. Ihr Bruder wurde später Präsident der Philippinen. Eine andere Kommilitonin kam, glaube ich, aus Beirut. Außerdem waren da verschiedene Amerikanerinnen. Eine kam aus dem Mittelwesten, eine andere, glaube ich, aus Kalifornien. Das war eine ganz gemischte Gruppe, zur Hälfte aus dem Ausland und zur Hälfte Amerikanerinnen. Ich hatte natürlich eine *big sister*, also eine vom College benannte ältere Studentin, die sich um die Neue kümmern sollte. Marilyn wohnte in einem der feineren *dormitories*. Einmal nahm sie mich mit zu sich nach Hause im Mittelwesten. Eine Studentin meines *dormitory*, auch Amerikanerin, Tochter eines Pfarrers, ich glaube, er war Baptist, nahm mich in den Sommerferien mit zu sich nach Virginia. Dort hatte ich einen Summerjob, um irgendwie Taschengeld zu verdienen. Mit ihr zusammen habe ich dann in einer Agricultural Experiment Station gearbeitet und schön naturwissenschaftlich die Wirksamkeit von Pestiziden untersucht. Einmal hat mich auch Letty Ramos mit zu ihrer Familie nach Washington genommen, da habe ich mich auch mit ihrem Bruder angefreundet.

AL: Das Wellesley College ist damals eine Eliteschule für Töchter aus gutem Haus gewesen.

RM: Ja. Ich habe noch viele Bilder aus der Zeit und bekomme nach wie vor die monatlichen Hefte der Wellesley News. Ich wurde auch in die Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft aufgenommen, das waren die Intellektuellen. Später bin ich von dem College auch mit dem Achievement Award geehrt worden.

AL: Da warst Du schon Professorin?

RM: Ja, ich denke schon.

AL: Ich habe auch noch gelesen, dass es in Wellesley so bestimmte Traditionen gab wie das hoop-rolling.⁴ Kannst Du Dich daran erinnern? Hat das Spaß gemacht?

RM: Sehr vage. Ich bin ja sozusagen im Eiltempo durch das College, habe die vier Jahre in zwei Jahren gemacht.

AL: Wie kam es dazu?

RM: Das war möglich, weil man 1948 nicht wusste, was ein deutsches Abitur wert ist. Und die Amerikaner waren dann eben flexibel, nicht bürokratisch. Ich

⁴ Dabei handelt es sich um ein alljährliches Wettrennen, bei dem Hula-Hoop-Reifen mit einem Stock vor sich her getrieben werden.